Literatur zum Thema = Comptes rendus thématiques

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 3: **Rat holen, Rat geben = Consulter, guider et orienter**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Literatur zum Thema
Comptes rendus thématiques

Peter-Paul Bänziger,
Stefanie Duttweiler,
Philipp Sarasin (Hg.)
Fragen Sie Dr. Sex!
Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen
Suhrkamp, Berlin 2010, 376 S., € 15,–

Fragen Sie Dr. Sex! Angesichts einer kaum überschaubaren Fülle an Medien des sexuellen Rats stehen die Chancen gut, dass sie, er oder es Ihnen antwortet. Neben der Reichhaltigkeit dieses Genres zeigt und belegt der von einer Zürcher Sozialwissenschaftlerin und zwei Zürcher Historikern herausgegebene Band vor allem, wie aufschlussreich Analysen sexualitätsbezogener Beratungsdiskurse und -praktiken für das Verständnis der Gegenwart und der Geschichte des (sexuellen) Selbst sein können. Drei Punkte erscheinen mir dabei besonders zentral und anregend zu sein: die Konzentration auf die medialen Dimensionen, die Annahme eines Übergangs von einem normierenden zu einem normalisierenden Umgang mit Sexualität im Lauf des 20. Jahrhunderts sowie die dynamische und vielschichtige Kontextualisierung dieses Wandels.

Zunächst zur Medialität. Erfreulicher Weise verharrt deren Konzeptualisierung innerhalb des Bands nicht bei der immer noch populären Vorstellung einer referenzlosen Immanenz, auf welche die Einleitung mit dem Stichwort «Endlosschleife der Medien» (14) verweist. Solche selbstbezüglichen Wiederholungen untersucht Beatrice Schwitter auf instruktive Weise anhand der vielfältigen intertextuellen Anknüpfungspunkte, die den bei der «lieben Marta» vom *Blick* Ratsuchenden das Schreiben erleichterten und nahe legten. Daneben geraten jedoch auch heterogenere Bezüge in den Blick, beispielsweise wenn Heinz Bonfadelli TV-Talkshows als Beratungsformate analysiert, die es den Zuschauer erlauben, «parasoziale Vergleiche» (220) zwischen ihrer eigenen Situation und derjenigen der Talk-Gäste anzustellen, oder wenn Alfred Messerli anhand frühneuzeitlicher Ratgeberliteratur das Fingieren von Dialogizität als zentrale mediale Strategie bezeichnet. Auch andere Überlegungen verweisen auf Vorstellungen von Medialität jenseits einer ausweglos wirkmächtigen «Endlosschleife» diskursiver Muster, die ihre eigenen Zitationen und Rezeptionen bereits im Voraus determinieren. Während die Formel der gleichsam von Medien vorgeschriebenen «sexuellen Skripte» (95 f. und 124) einen derart glatten Ablauf evoziert, betonen andere Ansätze eher Widerstände und Störungen. In diese Richtung weisen Lutz Sauerteigs Beobachtungen zum Gegensatz zwischen den in der *Bravo* vertretenen und den in der Öffentlichkeit gängigen sexualmoralischen Positionen während der späten 1960er-Jahre. Peter-Paul Bänziger folgt mit seiner Unterscheidung zwischen dem verworreneren «Unbehagen» der Ratsuchenden und dem klarer umrissenen «Problem», das sie formulieren müssen, um es erfolgreich in die mediale Beratungsmaschine einspeisen zu können, ebenso einem komplexeren Verständnis des Medialen wie Philipp Sarasin, der das medial und intellektuell propagierte «freie Spiel der Körper und Lüste» (350) mit dem Leiden an der Uneindeutigkeit kontrastiert, das transsexuelle Ratsuchende

artikulierten. Andere Komplikationen rückt Sabine Maasen in den Blick, die mit dem Begriff «Automedialität» (333) beschreibt, wie mediale Selbstentäusserung das Arbeiten am Selbst ermöglicht. Auch Stefanie Duttweiler trägt mit ihrem Vergleich von Beratung in der Presse und im Internet zu einem angemessen vielschichtigen Medialitätsverständnis bei, indem sie untersucht, wie die Formate Schrift, Archiv und Lektüre die normalisierenden Effekte der Beratungskommunikation verstärkten.

Damit zum zweiten Punkt, der Unterscheidung zwischen Normierung und Normalisierung. Auf diese verweist Franz Eders Analyse medialer Darstellungen des Sexuellen zwischen 1945 und Anfang der 1970er-Jahre, die den «normativ-repressiven» Mechanismen «positive», fördernde oder normalisierende Strategien entgegensetzt. (96) Auch Annika Wellmanns Untersuchung des Beitrags der «lieben Marta» zur Durchsetzung der Norm des «Beziehungssex» unterscheidet zwischen selektiven und produktiven Dimensionen des Diskurses. Sabine Maasen wiederum beschreibt den Wandel von der präskriptiven Normsetzung zum freiwilligen Sicheinfügen in ein dynamisches Normalitätsspektrum als postdisziplinäre Flexibilisierung, welche die «Selbstoptimierung» (323) ins Zentrum rückt. Rudolf Helmstetter schliesslich spricht in seiner Untersuchung von Sexualratgebern aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert vom Übergang zu einer «Normalität ohne Abweichungssanktionen» (77) sowie von einer Transformation von Fremdbestimmung in «Selbstregulierung». (80) Die Beiträge datieren diesen Übergang ganz unterschiedlich, wobei diese Widersprüche leider nirgends im Zusammenhang diskutiert werden. Helmstetter konstatiert, dass in den 1920er-Jahren das repressive Mässigungsprinzip einem Kreativität fordernden Paradigma der Lust gewichen sei, während Eder die Durchsetzung «flexibelnormalistischer Strategien» (106) auf die Jahre um 1960 datiert, und Sauerteig einen Übergang von der Moral zum Erotikwissen für die Zeit um 1970 postuliert. Demgegenüber betonen Sabine Maasen die Ambivalenz von freiwilliger und erzwungener «Selbstreg(ul)ierung» (337) und Annika Wellmann die Gleichzeitigkeit von normierenden «Einschränkungen» und normalisierenden «Vervielfältigungen» (179 f.) noch für die jüngste Vergangenheit.

Besonders erfreulich ist es, und damit zum dritten Punkt, dass die Beiträge diese Veränderungen auch in weiterreichende historische Dynamiken einbetten. In seinen Überlegungen zu Systemen der Intimität, innerhalb derer dem sexuellen Körperbezug überragende Bedeutung für das Festhalten an der Vorstellung von der Komplettperson zukommt, erklärt Peter Fuchs die zunehmende Nachfrage nach Sexualberatung mit deren Funktion als «Verzögerungsmaschinerie» (272) in einer zunehmend von beschleunigten Informations- und Ereignisrhythmen geprägten Umwelt. Auf andere für die Entwicklung der Ratgeberkommunikation entscheidende Kontexte verweisen Peter-Paul Bänziger und Annika Wellmann, die beide die Supplementierung des romantischen Liebesideals durch partnerschaftliche Beziehungskonzepte betonen, Heinz Bonfadelli, der unterstreicht, dass in der reflexiven Moderne verstärkt nach Orientierung und nach Gelegenheiten zur Selbststilisierung gesucht wird, sowie Franz Eder, der dem Wandel medialer Visualisierungsstrategien entscheidende Bedeutung zumisst. Darüber hinaus werden auch die Forschungsparadigmen und Theorien, die zahlreiche Beiträge instruieren, historisiert und dynamisch mit der Geschichte der Sexualberatung verknüpft. Deren Abrücken von vorgegebenen Normen und zunehmende Flexibilisierung war, wie Sabine Maasen zeigt, aufs engste

verbunden mit dem Übergang von ideologiekritischen Entfremdungsvorwürfen zur poststrukturalistisch informierten Diagnose fundamentaler Ambivalenzen in der wissenschaftlichen Bewertung der Ratgeberkommunikation. Eine ähnliche Wechselwirkung beschreibt Philipp Sarasin. Einerseits begreift er die schwindende Bedeutung traditioneller Sexualmoralen als Voraussetzung für Michel Foucaults Hinterfragen der «natürlichen» Gegebenheit des Sex. Andererseits verortet Sarasin dessen Hoffnung auf die Überwindbarkeit geschlechterbipolarer Strukturen und die liberale Offenheit, mit der die «liebe Marta» Fragen der Transsexualität begegnete, in «einer ähnlichen epistemischen Ordnung». (348)

Durch diese dynamischen und vielschichtigen Kontextualisierungen bietet *Fragen Sie Dr. Sex!* nicht nur innovative Beiträge zur Geschichte der Sexualitäten und des Selbst, sondern auch weiterreichende Denkanstösse und Perspektiven. Zwar kann die Gliederung des Buches in zwei Abschnitte inhaltlich wenig überzeugen und wirken einige Wiederholungen mitunter störend, aufs Ganze gesehen haben die Herausgeber/innen aber einen gelungenen, facettenreichen und doch stringenten Band vorgelegt.

Benno Gammerl (Berlin)

Eva Illouz
Die Errettung der modernen Seele Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe

Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2009, 412 S., € 15,–

Im 20. Jahrhundert haben die verschiedensten Formen des psychologischen Wissens und der therapeutischen Praktiken breite Popularität erlangt. Diesem Phänomen widmet sich das Buch «Die Errettung der modernen Seele» der israelischen Kultursoziologin Eva Illouz, die mit ihrem Projekt auch die «von der Therapie propagierte Sprachideologie» (402) entlarven möchte. Das Buch soll anhand des US-amerikanischen Beispiels eine historische Verortung des «therapeutischen Diskurses» liefern, der eine «völlig neue kulturelle Matrix» (21) für unser Verständnis des modernen Selbst etabliert habe. Dafür muss Illouz ein spannungsreiches Geflecht aus formalisierten Wissenssystemen (empirische wie klinische Psychologie, Psychiatrie, Psychoanalyse et cetera), therapeutischen Praktiken und diffusen, informellen Alltagswissen und -praktiken in den Griff bekommen, was ihr leider nicht gelingt.

Nach einem Vorkapitel über die Bedeutung Freuds, die Illouz durch systematisch ungenaue Begriffsverwendung überschätzen kann, analysiert sie in ihrem ersten Hauptteil die immer wichtiger werdende Rolle von Psychologen im Wirtschaftsleben des 20. Jahrhunderts. Anhand von Managementtheorien und Ratgeberliteratur für Führungskräfte rekonstruiert sie dabei die Bedeutung von Emotionen. Emotionen stellen keineswegs ein marktwidriges Element dar, sondern sie werden durch das Marktgeschehen gefördert. Wie die Autorin etwa an den Managementtheorien Elton Mayos zeigen kann, sollte die Fähigkeit, die Gefühlswelten der Angestellten nachzuempfinden, aber auch die eigenen Gefühle zu kontrollieren, nun eine Kernkompetenz von Führungskräften darstellen. Interviews mit heutigen Managern, die eine bemerkenswerte Ablehnung gegenüber Emotionen an den Tag legen, deutet Illouz auf durchaus diskussionswürdige Weise: Gerade durch die Propagierung einer reifen, kontrollierten Emotionalität entstehe eine entemotionalisierte Kultur der möglichst glatten Interaktion, die nicht durch starke, Beziehungen bedrohende Emotionen wie Wut, Scham, Ehre gestört werden darf.

Besonders in diesem Wirtschaftskapitel fällt auf, wie Illouz die Machtfrage diskutiert. Macht im Unternehmen wird zu einer Frage der persönlichen Eigenschaft: «Nicht zu reagieren wird somit zum Zeichen von Selbstkontrolle, was wiederum auf eine verborgene, subtile psychische Macht hindeutet, die sich faktisch über Hierarchien und Machtpositionen hinwegsetzen kann.» (147) Dies dürfte doch wohl nur für Personen in einer strukturell starken Position in der Unternehmenshierarchie gelten; alle anderen können sich Nichtreaktion genauso wenig leisten wie einen Wutausbruch. Letztlich reproduziert Illouz hier ein psychologisches Verständnis von Macht – nämlich die Reduktion von Macht auf interpersonale Interaktionsmuster, mit der die faktischen, der Interaktion stets schon vorgelagerten Machtstrukturen im Unternehmen und in der kapitalistischen Wirtschaftsform ausgeblendet werden.

Im zweiten Hauptteil des Buches geht es um den Einzug psychologischer Expertise in die privaten Beziehungen, das heisst vornehmlich in die Familie und besonders in die Ehe. Die Zuspitzung auf die Ehe überrascht durchaus; schliesslich waren Eltern-Kind-Beziehungen für die Entwicklung von psychologisch-therapeutischem Wissen und für dessen Wirkungsmacht zentral. Generell verändern sich die Familien- und Ehebeziehungen laut Illouz radikal: Verständnis, Vertrautheit, körperliche und sexuelle Nähe, Intimität und Authentizität würden die psychologisierten Zweierbeziehungen im Lauf des 20. Jahrhundert immer stärker prägen. Für die Kultursoziologin führt das zum einen zu einer neuen Form der Regulierbarkeit: «Nicht anders als in den Unternehmen trug allein schon der Umstand, dass die Ehe nun Gegenstand von Managementtechniken und -regeln sein sollte, dazu bei, die moralischen und normativen Gewissheiten zu untergraben, die das Bollwerk der traditionellen Ehe gebildet hatten.» (208) Logischerweise bedurfte es entsprechender Expertise, die ab den 1930er-Jahren die neu etablierte Eheberatung zur Verfügung stellte. Eine zweite Schwierigkeit liegt in der Dialektik der Bedürfnisse: «Dieses neue Modell der Intimität schmuggelte die liberale und utilitaristische Mittelschichtsprache der Rechte und des Aushandelns in Schlafzimmer und Küche ein [...].» (224) Die These der «Tyrannei der Intimität» ist sicherlich bedenkenswert; deren historische Verortung bleibt allerdings nebulös. Illouz liefert nur spärliche Hinweise auf die Unterschiede zur viktorianischen Ehe des 19. Jahrhunderts; zugleich stellt sie fest, dass sich das Eheideal der Intimität eigentlich erst in den 1970er-Jahren herausbildete. Welche Beziehungsnormen etwa in der frühen Eheberatung vor dem Zweiten Weltkrieg vermittelt wurden und damit eigentlich die bürgerlich-viktorianischen Vorstellungen ablösten, analysiert sie nicht. Wie auch an anderen Stellen des Werkes denkt Illouz hier von der Gegenwart aus, interessiert sich wenig für die differenzierte Rekonstruktion vergangener Erfahrungswelten und kann so ganz unterschiedliche Phänomene zu einer geradlinigen Entwicklung zusammenziehen.

In ihrem dritten Hauptkapitel behandelt Illouz das Entstehen verschiedener Selbsttherapeutisierungspraktiken, etwa in Talkshows oder Selbsthilfegruppen. Auch hier entstehen neue Ideale wie Selbstverwirklichung und Authentizität. In ihrem letzten Hauptkapitel beschäftigt sie sich schliesslich mit den Auswirkungen, welche der «therapeutische Diskurs» auf Formen sozialer Ungleichheit zeitigte. Dabei geht sie auf psychologische Testverfahren sowie auf die Vorstellung einer *emotional intelligence* (D. Goleman) näher ein. Damit entstehe eine neue Form der Ungleichheit, nämlich die der Verfügungsgewalt über moralische Güter wie Familie, Freundschaft oder Liebe, die nur der emotional

Intelligentere – und dies seien laut Illlouz öfter Frauen – besitzen könne.

Insgesamt gesehen wirft Illouz' Buch zwei Kardinalprobleme auf: die Begrifflichkeit und die Erklärung für Wandel. Illouz verwendet eine ganze Reihe von Begriffen: therapeutische Überzeugung, Kode, Sprache, Diskurs, Lehre et cetera. Interessanterweise geht es übrigens im ganzen Buch fast nie wirklich um Therapie im engeren Sinn, was bei der Begriffsbildung zumindest reflektiert werden müsste. Zugleich wirft sie Psychoanalyse, klinische wie empirische Psychologie, Humanistische Psychologie, verschiedene Psychotherapieformen et cetera in einen Topf. Mal abgesehen davon, dass einige ihrer Aussagen nur durch diese Ungenauigkeit möglich werden (wie zum Beispiel die systematische Überschätzung Freuds), muss man dem «therapeutischen Diskurs» mit einem besonders geschärften Begriffsinstrumentarium begegnen, gerade wegen dessen Vielschichtigkeit und Popularität. Zugleich lässt Illouz es an historischer Unterscheidungsfähigkeit vermissen: Eine differenziertere Verwendung von Begriffen und Konzepten hätte weniger den unaufhaltsamen Aufstieg *des* «Therapeutischen», als vielmehr unterschiedliche Phasen verschiedener psychologisch-therapeutischer Regime im 20. Jahrhundert sichtbar gemacht.

Illouz' Grosserzählung, das mit dem «therapeutischen Diskurs» Emotionalität, Authentizität, Intimität und Kommunikativität zur Basis heutiger Selbstvorstellungen geworden sind, wirft das zweite Grundproblem des Buchs auf, nämlich diesen Wandel zu erklären. An einigen Stellen (zum Beispiel 200 f., 286) liefert Illouz ein Expertennarrativ: Es sind die Arbeit suchenden psychologischen Experten, die diverse psychische und emotionale Probleme definieren, für die sie dann therapeutische Hilfe anbieten können. Diese These würde aber eine erstaunliche Allmacht der Profession voraussetzen. Auch das Institutionalisierungsnarrativ, (102, 399) wonach Unternehmen, Familien, Medien, der Staat et cetera sich den «therapeutischen Diskurs» zu eigen gemacht und ihn so abgesichert hätten, klärt die Frage seiner Attraktivität nicht. Die tautologisch anmutende Antwort der Verfasserin lautet vielmehr: «Das Laienpublikum verschrieb sich der Psychologie so enthusiastisch, weil sie ‹funktionierte›, weil sie Werkzeuge und Technologien zum Umgang mit jenen Problemen im Gepäck hatte, von denen moderne Männer und Frauen geplagt wurden [...].» (400) Letztlich baut diese These aber auf einem Krisennarrativ auf (vgl. auch 103 f.): Es waren die fundamentalen Veränderungen der Arbeitswelt, der modernen Ehe, der moralischen Werte oder der modernen Gesellschaft insgesamt, welche die Zeitgenossen so sehr verunsicherten, dass sie die Hilfe von psychologischen Experten beziehungsweise das von ihnen angebotene Wissen brauchten. Die moderne Seele war, das scheint Illouz schon vorweg entschieden zu haben, der Errettung bedürftig.

Uffa Jensen (Berlin)